**STUMM**

„Aber uns bleibt die Hoffnung! Unseren Optimismus kann uns keiner nehmen!“

Trotzig und bestimmt reckt der junge Mann das Kinn in die Höhe und nimmt eine kraftausstrahlende, breitschultrige Haltung an. Während die anderen Jugendlichen arbeiten, unterhalten wir uns leise. Ich frage ihn, wie es ihm heute ginge. Er ist aufgekratzt, erschüttert und kann es nicht in Worte fassen, was er empfindet. Doch die Gewalt des Soges aus Angst, Erschütterung, Unglaube ist spürbar, als bestünde sie aus greifbarer Materie.

Heute Nacht, als wir alle noch schliefen, begann in seinem Heimatland der Krieg. Vier Uhr morgens trafen erste Luftangriffe Ziele seiner Geburtsstadt und rissen die Leute aus den ohnehin längst unruhigen Träumen.

Die Leute – das sind für ihn nicht einfach nur Menschen von irgendwoher.

Die Leute, deren Häuser nun beschossen werden, sind seine Familie. Tanten, Onkel, Cousinen, die Großeltern.

Die Leute sind seine Freunde, die Schulkameraden der Eltern, Nachbarn.

Die Leute sind Frauen und Kinder, die vielleicht die Chance haben, zu fliehen. Wenn sie es schaffen.

Die Leute sind Männer und Jungen, die genauso alt sind, wie er - achtzehn wenige Jahre nur –, die im Rahmen der nationalen Mobilmachung plötzlich Soldaten sind und das Land nicht mehr verlassen dürfen.

Achtzehn Jahre!

Kinder!

Die Leute sind Menschen mit Namen und einem Leben, das er kennt.

Und plötzlich ist der Krieg im Klassenzimmer.

Ich weiß nichts zu sagen, kann nur mein Mitgefühl ausdrücken. Das ist das Mindeste. Meine Sprachlosigkeit ist keine Metapher mehr.

Mein Kind wird bald fünfzehn. Der Unterschied ist marginal. Ich kann mir die Tragweite des Altersunterschieds nicht ausmalen. Sie sprengt meine Vorstellungskraft und ich versuche, mich nicht in dieser zu verfangen, um die ohnehin vorhandenen Ängste nicht so zu befeuern, dass sie mich in die Ohnmacht treiben.

Ich finde mich in Erinnerungen, die mir eine ähnliche Situation vor Augen führen. Im nahezu gleichen Alter begannen kurz nacheinander zwei Kriege auf dieser Welt. An einem Morgen im August hörten wir Radio im Physikunterricht. Lauschten, was der Sprecher berichtete von brennenden Ölquellen und einem Inferno fern in den Wüstenregionen des Südens. Unser Lehrer hatte die Unterrichtsvorbereitungen gar nicht ausgepackt, saß auf dem Lehrertisch und schaute uns an. Wir schauten zurück. Wortlos.

Nur Monate später entbrannte der bewaffnete Hass in Europa. Plötzlich schien das betäubende Koma aus Angst und Gewalt an die Haustüre zu klopfen.

Darüber zu reden war wichtig, denn wir sahen, dass die Menschen sich nicht abfanden mit dem Unvorstellbaren, was die Fernsehbildschirme ins Haus trugen.

Darüber zu reden war abscheulich, gab es dem Ungeheuer die Macht, das eigene Leben zu färben.

Darüber zu reden war richtig, denn wir waren Kinder und wir lernten nun in der Gegenwart, dass die Worte der Großeltern nicht nur Mahnung waren, sondern die einzige und wirkliche Wahrheit. Die Wahrheit, dass jeder Krieg ein Krieg zu viel ist, egal wie er ausgetragen wird. Jeder Krieg zertrümmert, tötet, traumatisiert und entmenschlicht, was der Mensch in den wenigen Jahren dazwischen an Menschlichkeit versucht hat aufzubauen.

Heute Nachmittag werde ich nach Hause kommen und darüber reden müssen. Mein Kind wird fragen und ich muss beantworten, was ich nicht beantworten kann. Was ich nicht beantworten will. Was ich nicht verstehen kann.

Wir weinen, als wir die brechenden Worte einer Geflüchteten hören, die es nach Warschau geschafft hat und nun doch wieder in den Fernbus zurück nach Kiew steigt, weil sie Mutter und Großmutter dort nicht allein lassen kann. Zurück in den Krieg.

Mein Kind schluchzt und sagt: „Stell dir vor, ich müsste mich zwischen dir und meinem Leben entscheiden!“

Und mir fehlen die Worte...